

Liebe Brüder und Schwestern,

Vor einiger Zeit sprach ich mit einem befreundeten Kollegen über den Glauben. Verstehen Sie mich nicht falsch – das kommt nicht oft vor, tatsächlich handelte es sich um eine gewaltige Ausnahme, wahrscheinlich inspiriert durch drei, vier Gin Tonic, die an diesem Abend geflossen sind. Denn normalerweise spielt der Glaube in meinem Umfeld, *Süddeutsche Zeitung*, Münchner Glockenbachviertel, ja sogar unter den meisten meiner Freunde und Bekannten so gut wie keine Rolle – und die Kirche ehrlich gesagt: schon gar nicht.

Mir war bewusst, dass dieser Kollege, übrigens ein ausgesprochen sympathischer Mensch, noch nie etwas mit der Kirche zu tun hatte, ja dass er sich selbst als Atheisten definiert. Er schimpft nicht über die Kirche, sie ist ihm ganz und gar gleichgültig, ich kann mir gut vorstellen, dass er noch nie in seinem Leben einen Gottesdienst besucht hat. Und dann fragte ich ihn an jenem Abend, ob eigentlich seine Lebensgefährtin, die ich auch kenne und mit der er seit über 20 Jahren zusammen ist und zwei Kinder hat, noch in der Kirche sei, es sei doch immerhin möglich.

Wissen Sie, was er geantwortet hat?

„Ich weiß es nicht“, hat er gesagt. Er hat tatsächlich gesagt: „Ich weiß es nicht. Wir haben noch nie darüber gesprochen.“

Sie können sich vorstellen, wie irritiert ich war, während ich gleichzeitig versucht habe, meinen Schock zu verbergen. Ich wollte ihn nicht kränken oder in eine unangenehme Situation bringen. Und dennoch: Mehr als 20 gemeinsame Jahre, mehr als 20 Jahre in einem Bett und an einem Tisch, ohne jemals ein Wort über den Glauben und die Kirche zu verlieren – das konnte ich mir nicht vorstellen. Und doch war es so. Er hatte keinen Witz

gemacht. Die beiden hatten sich tatsächlich nie darüber verständigt, selbstverständlich sind sie nicht verheiratet, selbstverständlich sind ihre beiden Kinder nicht getauft.

In diesem Moment habe ich wieder einmal begriffen, wie es um den Glauben in unserer Gesellschaft steht: vor allem in den größeren Städten, München, Hamburg, Berlin, und dort in bestimmten Milieus, in meinem Fall in der sogenannten Medienblase, in der ich mir als Christ manchmal vorkomme wie eine seltene Affenart, die man lieber von der anderen Seite eines Gitters aus bestaunt.

Warum?

Ich spüre regelmäßig, wie ich als Christ – und dann auch noch als katholischer, die ja bekanntlich die schlimmsten sind – schon geduldet, aber oft belächelt oder nicht ganz ernstgenommen werde, ein bisschen so, als steckte ich im finsternen Mittelalter fest, als hätte ich den Sprung in die Gegenwart verpasst. Manchmal, und das ist besonders unangenehm, stemmelt man mich auch einfach ab: als Sonderling, als Auslaufmodell, als Bremsklotz für Freiheit und Fortschritt, und Sie ahnen es: das tut besonders weh.

Man fühlt sich hilflos, man fühlt sich ohnmächtig, man fühlt sich unverstanden. Man würde gern so viel erklären und erläutern, zum Beispiel dass echte Freiheit doch erst im Glauben entsteht, oder dass man die Kirche nicht auf ein paar ältere Herren in Soutanen reduzieren darf, weil die Kirche, das sind doch wir, das sind doch alle Getauften, 1,5 Milliarden Katholiken weltweit, dazu kommen viele Millionen orthodoxe und protestantische Christen, auf jeden Fall alle, die beschlossen haben Jesus Christus nachzufolgen – , aber da hören viele schon nicht mehr hin, da haben viele längst abgewunken. Leider genügen allzu oft wenige Schlagworte – Missbrauch, Vertuschung, Kreuzzüge, unzeitgemäß – , um die Kirche fragwürdig zu finden oder rigoros abzulehnen.

Es ist tatsächlich so, dass man bei einem Abendessen unter Medienleuten alles sagen kann, zum Beispiel dass man im Sommer in ein Silence Retreat Hotel nach Bali fährt oder an einem Atemworkshop im brasilianischen Dschungel teilnimmt, um seine innere Mitte zu finden, im Zweifel gilt man als sensibel oder interessant – nur eines sollte man auf keinen Fall sagen: Dass man jeden Sonntag um 10 Uhr in die Messe geht! Tut man es doch, kann man sich irritierter Blicke sicher sein.

Liebe Brüder und Schwestern, ist es nicht erstaunlich, wie rasant sich die Verhältnisse in ihr Gegenteil verkehrt haben. Als ich jung war, in den 80er Jahren im Bayerischen Wald, wurde über die getuschelt, die nicht in der Messe waren, weil sie in der Dorfdisco oder im Vereinsheim hängengeblieben waren. Und heute, gerade mal vierzig Jahre später, spüre ich, wie über mich getuschelt wird, weil ich der bin, der immer noch jeden Sonntag in die Kirche geht.

Ja, das ist die Situation, in der wir Christen uns zu Beginn des 21. Jahrhunderts befinden: Nein, wir sind nicht obenauf, wir sind in der Defensive, müssen uns rechtfertigen, manchmal werden wir sogar angegriffen, gleichzeitig hadern viele von uns selbst mit ihrer Kirche und ihrem Glauben. Die einen fordern Reformen, die Kirche müsse sich endlich der Gegenwart anpassen, die anderen treten auf die Bremse, die Kirche mache sich überflüssig, wenn sie sich vor lauter Angst noch mehr Mitglieder zu verlieren, der Gesellschaft anbiedere. Es ist ein großer Jammer, aber die Kirche ist mindestens so gespalten wie auch die säkulare Gesellschaft.

Ich möchte ihnen drei Beispiele für die Erosion des Glaubens geben, die mich besonders nachdenklich gemacht haben:

- Eine junge Kollegin verriet mir, dass sie im Büro ihren Glauben verheimlicht, weil sie keine Lust auf schiefe Blicke und hämische Kommentare habe.
- Von Kirchenmitarbeitern habe ich gehört, dass sie, wenn sie auf einer Party nach ihrem Beruf gefragt werden, lieber sagen, dass sie für eine wohlfahrtstaatliche Einrichtung tätig sind
- Der dritte Punkt macht mich besonders traurig: Nur noch ein Drittel der Kirchenmitglieder glaubt überhaupt daran, dass Gott sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat, dass Gott also wirklich Mensch geworden ist, und das, liebe Brüder und Schwestern, heißt doch nichts anderes, als dass sie eigentlich *gar nicht* glauben, weil die Menschwerdung Gottes doch eine, nein, eigentlich die zentrale Botschaft des Christentums ist. Für sie ist Kirche also nur noch eine Institution, die Gemeinschaft bieten und Werte vermitteln soll, und das ist sie natürlich auch, aber eben nicht nur, weil Jesus Christus doch nicht für uns am Kreuz gestorben ist, damit wir gute, sympathische Menschen werden, sondern um uns zu erlösen. Und das, liebe Brüder und Schwestern, ist ein gewaltiger Unterschied.

Ich gebe zu: Es ist nicht leicht, im 21. Jahrhundert an Gott zu glauben. Wir wissen heute so viel über das Universum, über die Entstehung der Welt, so vieles, wofür wir früher gebetet haben, können wir uns heute einfach selbst herstellen, und doch bin ich davon überzeugt, dass wir nicht alles in der Hand haben, dass uns unser Leben letztlich nicht gehört, mit anderen Worten: dass glauben immer auch heißt: das ganz und gar Unglaubliche zu glauben, weil wir Gott nicht fassen, nicht verstehen, nicht begreifen können. Oder wie der französische Schriftsteller Chateaubriand einmal geschrieben hat: „Ein Mensch, der Gott begriffe, wäre Gott.“

Ich weiß nicht, wie es ihnen geht, aber in meiner Welt wissen die meisten nicht mehr, was das eigentlich sein soll: christlich leben und wie das gehen könnte: an Gott glauben. Sie wissen nicht, was Christen in einer Messe eigentlich tun, woran sie glauben, wofür sie beten und worauf sie hoffen. Es ist tatsächlich so, dass sich viele einen Priester, den sie auf der Straße sehen, nur noch als Missbrauchstäter vorstellen können, und auch die Kirche nennen sie nicht „Kirche“, sondern abschätzig „dieser Verein“ oder noch schlimmer: „Täterorganisation“. Daran ist die Kirche nicht nur, aber auch selbst schuld. Vor allem der Missbrauchsskandal ist eine gewaltige Katastrophe, die konsequent aufgearbeitet werden muss. Aber wenn die Vergehen einiger dazu führen, dass auf einmal sämtliche Kleriker unter Generalverdacht stehen. Wenn sich viele nicht mehr vorstellen können, dass die allermeisten Geistlichen grundanständige oder sogar faszinierende Menschen sind, von deren Engagement eine ganze Gesellschaft profitiert, ohne es zu bemerken, geschweige denn zu würdigen, dann ist das nicht nur undifferenziert, sondern böswillig. Und wer darüber nachdenkt, ob die Kirche in einer modernen Demokratie überhaupt noch gebraucht wird, sollte die vielen tausend Kindergärten, Schulen, Krankenhäuser, Alten- und Behindertenheime in kirchlicher Trägerschaft, aber vor allem nicht jene Menschen vergessen, die jeden Tag im Namen Christi Gutes tun – es sind Millionen.

Vor einem guten Jahr habe ich über das Gefühl, als gläubiger Mensch nicht mehr verstanden zu werden, ein Buch geschrieben. Es heißt *Unter Heiden – Warum ich trotzdem Christ bleibe*. Es ist, ohne dass ich es groß geplant hätte, ein Zeugnis geworden, auch eine Selbstbefragung, ein sehr persönliches Buch, das auch einige Argumente für den Glauben und die Kirche aufführt. Denn im Moment äußern sich fast alle zu der Frage, wie

sich die Kirche verändern muss, um endlich im 21. Jahrhundert anzukommen. Umgekehrt erscheint mir die Sache aber viel interessanter. Nämlich: Was kann das 21. Jahrhundert eigentlich von gläubigen Menschen lernen? Also von uns Christen! Nicht zuletzt vom Evangelium, von Jesus Christus selbst!

Dieses Buch hat ironischerweise dazu geführt, dass ich mein letztes Jahr, wenn ich nicht gerade im ICE-Bordrestaurant rumsaß, gerade nicht *unter Heiden*, sondern vor allem *unter Christen* verbracht habe – und ich kann ihnen sagen, das hat mein Leben und auch meinen Glauben ganz schön durcheinander-, aber auch in Schwung gebracht. Ich hatte 130 Lesungen und Diskussionsabende, war in München, Hamburg, Zürich und Wien, aber auch in Mallersdorf, Weihmichl und Niederwinkling. Ich war in Klöstern, Kirchen, Pfarrsälen, Akademien und Buchhandlungen. Die Abende waren immer warmherzig, oft interessant und manchmal kontrovers. Ich hatte den Eindruck (und bekam es immer wieder bestätigt), dass viele Besucher nur darauf gewartet hatten, über ihren Glauben sprechen zu können. Denn natürlich interessieren sich die meisten Menschen heute nicht mehr dafür, aber der Rest, und das sind eben immer noch Millionen, scheint eine tiefe Sehnsucht danach zu haben, und sei es nur, um mal wieder zu spüren, dass man mit seinem Glauben nicht allein ist. „Danke für ihren Mut“ ist ein Satz, den ich in oft gehört habe. Die Wahrheit ist: Er war mir immer ein bisschen unangenehm. Ich bin nämlich gar nicht so mutig. Ich hatte zu keinem Zeitpunkt Widerstände zu überwinden oder Sanktionen zu befürchten. Ich habe lediglich aufgeschrieben, was ich denke und empfinde, und habe mir keine Gedanken darüber gemacht, was andere davon halten. Wenn das schon mutig ist, was sind dann die Menschen, die von einem Kontinent zum anderen aufbrechen, um vor Krieg und Verfolgung zu fliehen? Was sind dann die Oppositionellen und

Widerständler, die in brutalen Autokratien unter Lebensgefahr die Herrschenden kritisieren und ihre Meinung äußern? Was sind dann die vielen Millionen Christen, die in Nordkorea, Westafrika und einigen arabischen Ländern für ihren Glauben verfolgt und gefoltert werden?

Ich habe im letzten Jahr Hunderte faszinierender Christen kennen gelernt, Menschen, die im Namen Jesu, oft im Verborgenen Gutes tun, die sich für Arme, Kranke, Sterbende engagieren, und zwar Kleriker wie Laien und Frauen wie Männer. Ich habe viel über meinen Glauben gelernt und mich auch selbst verändert. Mein Glaube ist gewachsen, er ist reifer und ernsthafter geworden. Und obwohl ich angesichts geopolitischer Verschiebungen und gespenstischer technologischer Entwicklungen eher pessimistisch in die nahe Zukunft schaue, ist paradoxerweise auch meine Hoffnung gewachsen. Ja, wir schlittern von einer Krise in die nächste, ja, es sieht so aus, als würden wir gerade in eine neue historische Phase eintreten, von der wir noch nicht wissen, was sie für uns bedeutet. Und ja, manchmal beschleicht mich das Gefühl, dass es keinen Ausweg mehr gibt, weil wir Menschen so unfähig sind, das zu tun, was getan werden müsste. Und doch ist da diese Hoffnung, dass es nicht nur weitergehen, sondern besser werden kann, wenn wir Jesus Christus in unserem Leben einen Platz einräumen.

Was ist es, das mir Hoffnung macht?

Vor allem das Vertrauen darauf, dass Gott sein Versprechen hält, dass er allen gegeben hat, die an ihn glauben: Nämlich, dass er sie liebt, dass er sie wachsen lässt und ihnen im Tod das ewige Leben schenkt. Das Vertrauen darauf, dass wir Christen die Gewissheit haben, unter allen Umständen gerettet zu sein, weil Jesus Christus für uns gestorben und auferstanden ist. „Seid gewiss“, sagt Jesus nach seiner Auferstehung zu seinen Jüngern, „ich werde bei euch sein bis ans Ende aller Tage.“ Ein Satz, an

den ich immer denke, wenn ich verzweifelt bin, wenn ich Angst habe, wenn ich nicht weiterweiß.

Ich bete regelmäßig, gehe regelmäßig in die Messe, nicht weil ich muss, sondern weil ich erkannt habe, dass sie ein Geschenk ist, dass sie wunderschön und makellos ist, dass sie mir Kraft gibt. Der Glaube darf nicht erkalten, das habe ich endlich begriffen. Weil es nicht darum geht, irgendwelche Pflichten einzuhalten, sondern mit Jesus Christus befreundet zu sein. Einen Freund aber muss man sehen, man muss sich für ihn interessieren, man muss Zeit miteinander verbringen – denn tut man es nicht, wird man sich fremd, man spürt den anderen nicht mehr. Das Erstaunliche ist: Je ernster ich meinen Glauben lebe – was nicht heißt, dass ich nicht weiterhin ein geselliger, sinnlicher und leider oft auch wahnsinnig unvernünftiger Mensch bin – desto besser gelingt mein Leben, desto besser gelingen auch meine Beziehungen.

Liebe Brüder und Schwestern, ich möchte drei Punkte der Hoffnung herausgreifen, drei Punkte, die Ihnen gerade in der Vorbereitung auf Ostern Mut machen und Trost spenden sollen:

1

Es hat eine Weile gedauert, aber irgendwann habe ich begriffen, warum dieses Buch so viele Reaktionen ausgelöst hat, warum manche regelrecht aufgeatmet haben, nachdem sie es gelesen hatten. Die Erklärung ist simpel: Ich bin keiner der üblichen Verdächtigen. Kein Bischof, kein Pfarrer, nicht mal ein Theologe und vor allem: kein Repräsentant der Kirche. Im Gegenteil: Ich bin Journalist einer linksliberalen, noch dazu kirchenkritischen Zeitung. Ich das, was ich sage, nicht sagen. Und habe es trotzdem

gesagt. Das hat viele überrascht und neugierig gemacht und auch ermutigt. Das hat meinen Worten Glaubwürdigkeit verliehen. Gerade in einer Zeit, in der viele abwinken, wenn ein Priester oder Bischof auch nur den Mund aufmacht (nach dem Motto: „Von dir lasse ich mir gar nichts sagen, bring erstmal deinen eigenen Laden in Ordnung, bevor du mir fromme Ratschläge erteilst“), gerade in einer solchen Zeit scheint vom Zeugnis eines Laien eine besondere Kraft auszugehen. Denn was ist passiert? Da ist ein ganz normaler, ein mittelmäßiger Christ – und glauben Sie mir, das meine ich nicht kokett – aufgestanden und hat gesagt, dass er an Gott glaubt, und dass die Kirche trotz aller Fehler und Sünden eine kostbare, eine eminent wichtige Institution ist, die immer beides sein soll: eine vertrauenswürdige Institution UND ein Mysterium.

Liebe Brüder und Schwestern, ich glaube, dass wir in einer Zeit leben, in der die Kirche viel Vertrauen verspielt hat. So viel, dass uns Laien die wichtige Aufgabe zukommt, vom Glauben zu erzählen und dazu einzuladen, Jesus Christus kennen zu lernen. Wir waren lange defensiv, haben uns versteckt, haben unseren Glauben im Verborgenen gelebt. Und nein, das ist kein Plädoyer dafür, mit der Bibel in der Hand in der Fußgängerzone zu stehen. Es genügt, zu seinem Glauben und auch seiner Kirche zu stehen. Keiner Debatte aus dem Weg zu gehen. Argumente für den Glauben und die Kirche zu sammeln, ohne ihre Fehler und Versäumnisse schönzureden.

Natürlich kann man sagen: „Ich komme später zum Frühstück, weil ich noch was zu erledigen habe.“

Man kann aber auch sagen: „Ich komme später, weil ich noch in den Gottesdienst gehen möchte.“

Wir sollten den Menschen zeigen, dass es uns gibt, und dass es frei macht und Freude bereitet, sein Leben mit Jesus Christus zu verbringen. Nicht nur mit Argumenten und Gottesbeweisen, sondern indem die anderen es

spüren, wenn sie mit uns Zeit verbringen. Wissen Sie, ich habe auf mein Buch inzwischen 2500 Mails und Briefe bekommen, aber über eine What´sApp habe ich mich besonders gefreut. Sie kam von einer Freundin, die als Schriftstellerin in Hamburg lebt. Wie der Kollege vom Anfang hat sie nichts mit Kirche zu tun. Sie ist politisch sehr links, sehr feministisch, sehr kirchenkritisch. Und dann, aus heiterem Himmel, kam auf einmal diese knappe Nachricht: „Lieber Tobi, ich habe dein Buch gelesen. Ich glaube, ich habe etwas verstanden.“

Wissen Sie, was ich meine? Diese Frau ist immer noch keine Vorzeigechristin, wahrscheinlich sieht sie die Kirche immer noch kritisch und ganz sicher geht sie am Sonntag nicht in den Gottesdienst, aber ich glaube, sie ist sich ihrer eigenen Vorurteile bewusst geworden, ich glaube, sie hat sich eingestanden, dass sie nur oberflächlich und eben nicht in der Tiefe über den Glauben und die Kirche nachgedacht hat, und ich glaube auch, dass sie nun etwas toleranter gegenüber gläubigen Menschen auftritt, auch wenn sie selbst nicht glauben kann oder will. Und allein das ist doch schon eine ganze Menge.

2

Vielleicht kennen Sie die kürzeste Definition von Religion, sie wird immer mal wieder zitiert, weil sie so stimmig, so griffig ist: Es war der deutsche Theologe Johann Baptist Metz, der sie geprägt hat. Und sie lautet: „Religion ist Unterbrechung.“

Religion ist Unterbrechung – was für ein makelloser, was für ein weiser Satz. Ich glaube, dass dieser Satz wichtiger ist als jemals zuvor. Und ich glaube auch, dass wir diese Unterbrechung dringender brauchen als vor

zwanzig oder dreißig Jahren, weil unser Leben und unser Alltag so wahn-sinnig schnell, so kompliziert und unübersichtlich geworden ist. Das hat nicht nur, aber auch mit der Digitalisierung zu tun, die in sämtliche Winkel unseres Lebens eindringt – ich finde: nicht nur zu unserem Vorteil.

Natürlich ist unser Leben durch das Internet praktischer und bequemer geworden, ich merke aber auch, dass ein Preis dafür zu zahlen ist; es ist nämlich auch hektischer, fragmentierter, irgendwie zerrissener geworden. Zur Ruhe kommen, Stille wahrnehmen, auf die eigene Stimme, die eigene Sehnsucht hören, die Sehnsucht danach, was wir brauchen, nicht an der Oberfläche, sondern in der Tiefe unseres Herzens – das ist schwierig geworden. Es geht allzu oft um schnelle Bedürfnisbefriedigung, einen Dopamin-schub, der sich gut anfühlt, aber eben nur für ein, zwei Minuten, dann braucht es den nächsten. Mit Freiheit, mit Gelassenheit hat das herzlich wenig zu tun.

Und was eben auch schwieriger geworden ist in all der Hektik und all dem Lärm: die Gegenwart Gottes zu spüren. Warum? Weil wir permanent von Reizen und Impulsen und Möglichkeiten befeuert werden, immer klingelt oder vibriert etwas, immer will uns irgendjemand irgendetwas andrehen, ein Konsum- oder ein Entertainmentangebot, alles ist immer nur einen Mausklick entfernt. Nie ist es still, nie sind wir wirklich im Moment, in der Gegenwart – genau das ist aber die Voraussetzung für eine Beziehung zu Gott.

Ich habe mal einen französischen Benediktinermönch gefragt, wie er sich Gott vorstellt. Wissen Sie, was er geantwortet hat? „Ich stelle mir Gott nicht vor, ich höre ihm zu.“ Wie soll das gelingen, wenn wir mit unseren Gedanken immer woanders sind. „Gott ist in jedem von uns, wir sind nur selten zuhause.“, hat der mittelalterliche Mystiker Meister Eckhart gesagt.

Im Moment bereiten wir uns auf Ostern vor, wir befinden uns in der Fastenzeit. Auch sie ist eine Unterbrechung. Leider wird sie nur noch von wenigen wahrgenommen und eingehalten, dabei wäre es gerade in Vorbereitung auf das Fest der Auferstehung wichtig, den Alltag zu unterbrechen, um sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Wichtig dabei: Es geht um keine Leistungsbilanz, natürlich kann man auf Fernsehen, Fleisch, Kaffee oder Autofahren verzichten, aber der tiefere Sinn dieser 40 Tage ist ein anderer: Sie sollen uns näher zu Christus führen. Ich zitiere den Philosophen Sebastian Ostritsch, der kürzlich über die Fastenzeit schrieb: „Im freiwilligen Verzicht auf weltliche Genüsse, durch die Intensivierung unseres Gebetslebens und fromme geistliche Übungen sollen wir unserem Erlöser näherkommen, der freiwillig für uns gelitten hat und aus freien Stücken für uns gestorben ist, um uns das Himmelreich zu gewinnen. Das Fasten ist Übung in der Nachfolge Christi. Entsprechend mahnt Jesus uns auch, das Fasten nicht an die große Glocke zu hängen. Nicht um Lob und Anerkennung unserer Mitmenschen geht es, der Lohn ist das durch das Fasten vertiefte Liebesverhältnis zu Gott.“

Genau deswegen, liebe Brüder und Schwestern, ist es wichtig, diesen unaufhaltsamen Strom aus Daten und Informationen, der jeden Tag auf uns einströmt, immer wieder bewusst zu unterbrechen. Und wie geht das am besten? Im Gebet. In der Heiligen Messe. Indem wir intensiv Zeit mit Jesus Christus verbringen. Nur so können wir die eigene Sehnsucht überhaupt spüren, die immer da ist, nur meistens übertüncht, in den Hintergrund gedrängt, verschleiert. Es ist die Sehnsucht danach, erkannt, wahrgenommen und geliebt zu werden, und zwar bedingungslos. Es ist der Grund, warum Millionen Menschen ihr Leben mit Social Media verbringen: um erkannt, wahrgenommen und geliebt zu werden. Wir Christen haben das eigentlich gar nicht nötig. Wir wissen, dass Gott uns im Blick hat, dass er

jeden von uns meint und annimmt und liebt, im Leben, im Tod – und darüber hinaus.

3

Es gibt ein kluges Zitat des englischen Schriftstellers Chesterton: „Wenn Menschen aufhören an Gott zu glauben, glauben sie nicht an nichts, sondern an alles Mögliche.“ Es ist dies die Situation, in der wir heute sind. Die Menschen haben eine gewaltige Sehnsucht nach Halt und Trost und Sinn und suchen sich aus einem riesigen Supermarkt dafür sie passende Angebot heraus. In der Kirche suchen immer weniger, zumindest in der westlichen Welt.

Ich glaube, dass diese Menschen einen Fehler machen. Ich glaube, dass sie falsch liegen, wenn sie Jesus Christus nicht auf ihrer Rechnung haben. Viele suchen sich heute einen Glauben oder eine Religion, die sich nach ihnen richtet, sie zimmern sich sozusagen einen Glauben zurecht, der in ihr Leben passt. Ich glaube, dass umgekehrt ein Schuh draus wird: Die Religion soll sich nicht nach uns, sondern wir sollen uns nach der Religion richten, es zumindest versuchen, immer wieder, auch wenn wir wissen, dass es uns nie zu hundert Prozent gelingen wird. Ich jedenfalls mache gute Erfahrungen damit und nein, ich fühle mich nicht gegängelt oder unfrei, ganz im Gegenteil, ich habe den Eindruck, dass die Menschen um mich herum sich viel mehr gängeln und vorschreiben lassen, denn was tun wir denn den ganzen Tag? Doch meistens Dinge, die uns eine Handvoll teils fragwürdiger Tech-Milliardäre zur Verfügung stellt. Aber ist das wirklich frei?

Kaum einer meiner Freunde kann sich vorstellen, dass mein Glaube eine Bedeutung hat, die über einen Meditationskurs im Voralpenland weit hin-

ausgeht, ja dass er eigentlich nichts damit zu tun hat und in vielerlei Hinsicht das Gegenteil ist, dass ich also nicht glaube, um mich von einem stressigen Alltag zu erholen, ja noch nicht einmal aus Angst vor dem Tod oder um meine Seele zu retten, sondern einfach nur deshalb, weil ich davon ausgehe, dass es Gott wirklich gibt.

Umgekehrt erlebe ich: Der Mensch, der von Gott nichts mehr wissen will, findet nicht, was er sucht; die große Freiheit stellt sich nicht ein. Stattdessen: neue Zwänge, neue Ängste, neue Süchte, Ablenkung statt Trost, kurzfristige Befriedigung statt dauerhafter Erlösung. Wie Kain nach dem Mord an seinem Bruder Abel muss er „rastlos und ruhelos“ über die Erde ziehen und den tollsten Täuschungen hinterherjagen, um sich noch intensiver am Leben zu fühlen, während er panische Angst vor dem Sterben hat.

Ich weigere mich zu glauben, dass die Welt ohne Gott besser, schöner oder gerechter wäre. Vielmehr bin ich davon überzeugt, dass viele unserer Probleme nicht über Nacht verschwinden, aber doch ihren Schrecken verlieren würden, wenn sich wieder mehr Menschen auf die funkelnde Gegenwelt Gottes einlassen würden, wo alles seinen Platz hat, was sonst an den Rand gedrängt wird, auch das Leise, Unsichere, Unscheinbare. Wo andere Dinge zählen und andere Gesetze gelten. Wo man aufrichtig hoffen darf, dass das Gute belohnt und das Böse bestraft wird. Wo sich eine Liebe erfahren lässt, die von keiner Kränkung bedroht ist. Wo man keine Angst vor dem Sterben haben muss, weil ein anderer vor zweitausend Jahren für uns gestorben ist. Unser Glaube ist diese Gegenwelt, eine Unterbrechung des Alltags, ein Wechsel der Perspektive, eine Sphäre der Hoffnung. Das Ego hat Pause, in den Schatten gestellt von einem, der Ruhe und Kraft schenkt, bevor man sich wieder raustraut, in den Stress und den Druck – was man halt so Freiheit nennt.

Manchmal wache ich nachts auf und habe schreckliche Angst vor einer rein funktionalen Welt, einem Dasein zwischen Abschottung und Überwachung, in dem sich niemand mehr daran erinnern kann, was das eigentlich mal war und bedeutet hat: ein Mensch zu sein. Zugleich kann ich nicht aufhören, darüber nachzudenken, warum so viele Menschen freiwillig auf Gott verzichten, während ich ihre tiefe Sehnsucht nach Sinn und Wahrheit und Liebe spüre. Und ja, ich zweifle auch, immer wieder, an der Existenz Gottes, an der Lauterkeit der Kirche, ich glaube, es gehört dazu, ich glaube, ohne Zweifel geht es nicht, sie sind der Dünger, auf dem der Glaube erst wachsen kann. Aber da ist auch noch etwas anderes. Da ist dieser Weg, der sich vor mir auftut, und ich weiß nicht, wie er mich verändert und wohin er mich führt, aber ich spüre, dass er richtig ist, und deswegen breche ich auf. Dieser Weg ist der Wunsch, Jesus Christus nachzufolgen. Und natürlich ist dieser Weg gepflastert von Krisen, und Angst habe ich auch, vor der Zukunft, vorm Alleinsein, vor dem Sterben, aber da ist etwas Warmes und Sanftes, auf das ich mich verlassen kann, ein Licht, das irgendwo brennt, in mir oder ganz woanders, manchmal nur schwach und kaum spürbar, aber es geht nicht aus, und es ist jedes Mal ein kleines Wunder, wie meine Ängste zwar nicht verschwinden, aber doch ihren Schrecken verlieren, sobald ich in einer Kirche sitze und zu beten beginne.